

Peter Neuner

Streiten für die Einheit

Erfahrungen mit der Ökumene
in fünf Jahrzehnten



FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2021

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: Grafik auf der Basis des Ökumene-Logos

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-38956-6

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83956-6

Inhalt

Vorwort	9
A) Im Studium während des Konzils:	
Auf dem Weg zur Ökumene	16
1. Ein schwieriger Anfang im Priesterseminar	16
2. Auf dem Weg zur Ökumene	18
3. In welchem Sinne war das Konzil ökumenisch?	19
4. Das Ökumenische Institut in München	31
B) Erste Erfahrungen: Ökumene kontrovers	
1. Als Kaplan in der praktischen Pfarrarbeit	37
2. Die Arbeit an der Promotion	39
3. Als wissenschaftlicher Assistent am Ökumenischen Institut	41
4. Das Ämtermemorandum und die Theologie des kirchlichen Amtes	46
a) Das Ringen um einen gemeinsamen Text	46
b) Kontroversen um die Rechtgläubigkeit	48
c) Sachliche Annäherungen	50
d) Ein Weg aus dem Priesterangel?	54
5. Eucharistie und Eucharistiegemeinschaft	55
a) Das Drängen der Basis	56
b) Theologische Herausforderungen und ihre Überwindung	58
c) Kirchenamtliche Reaktionen: Communio versus Interkommunion?	62
6. Der Plan für ein ökumenisches Zentralinstitut	66

C) Schritte zur wissenschaftlichen Qualifikation	68
1. Die Promotion zu Fragen des katholischen Modernismus	68
2. Die Habilitation über Döllinger als Theologen der Ökumene	69
3. Das Habilitationskolloquium – Ein Papst für alle?	75
D) Als Professor in Verantwortung für die Ökumene	82
1. Ein spannungsreicher Weg zur Professur	82
2. Als Fundamentaltheologe in Passau	84
a) Die ökumenische Situation in den Nachwirkungen eines katholischen Milieus	84
b) Als stellvertretender Ökumenereferent	86
c) Das Lima-Papier	87
d) Das Lutherjahr 1983	89
e) Ostern auf dem Heiligen Berg Athos	90
f) Das Kleine Handbuch der Ökumene	94
g) Die Herausforderung von Jerusalem	95
h) Impulse durch den „Fries-Rahner-Plan“	97
i) Die These vom konfessionellen Grundentscheid	101
j) Die Lehrverurteilungsstudie	104
3. Zurück in München	107
a) Der Ruf auf den Lehrstuhl für Dogmatik	107
b) Die Orthodoxe Ausbildungseinrichtung	109
c) Die Laien in der Kirche	110
d) Die „Ökumenische Theologie“	113
e) Der Deutsche Ökumenische Studienausschuss	117
f) Der Konziliare Prozess	120
g) Die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre	124
h) Die Herausforderung durch den Jubiläumsablass	134
i) Der Schock von <i>Dominus Iesus</i>	137

E) Direktor des Ökumenischen Instituts	140
1. Ernennung zum Direktor des Ökumenischen Instituts	140
2. Das Zentrum für Ökumenische Forschung	143
3. Der Ökumenische Kirchentag in Berlin 2003	146
a) Eine wenig ökumenische Vorgeschichte	146
b) Ökumenische Symbolhandlungen	149
c) Kontroversen um die Interkommunion	150
4. Einheitsvorstellungen	158
a) Uneins über die Einheit	158
b) Traditionelle Einheitsvorstellungen der Kirchen	159
c) Einheitsmodelle in der Ökumenischen Bewegung	163
F) Im aktiven Ruhestand	169
1. Die Anerkennung der Taufe	170
a) Die Übereinkunft von Magdeburg	170
b) Frühkirchliche Entscheidungen	171
c) Die Reformationszeit	173
2. Veröffentlichungen zur Ekklesiologie	176
3. Das Reformationsjubiläum 2017	182
a) Luther – omnipräsent	182
b) Der Ertrag des Lutherjahres für die Ökumene	186
4. Mein Lutherbuch	188
a) Luthers Anliegen	188
b) Die Lutherjubiläen	190
c) Katholische Lutherbilder	192
d) Ökumenische Perspektiven	194
e) Eine gescheiterte Einladung	195

Inhalt

G) Ertrag und Erwartungen	197
1. Säkularisierung oder Verbuntung?	197
2. Konsequenzen für die Ökumene	204
a) Die Gemeinden	205
b) Theologinnen und Theologen	207
c) Die Kirchenleitungen	211
3. Ein Ausblick in Zuversicht	214
 Abkürzungen	 220
Sachregister	222
Personenregister	226

Vorwort

Zunächst reagierte ich eher skeptisch auf die Einladung, ein Buch über „Mein Leben für die Ökumene“ zu schreiben. Ich war keine so große Nummer, dass sich ein solcher Titel nahelegen würde. Ich wurde in keine der offiziellen Kommissionen berufen, die Konvergenz- und Konsenstexte ausgearbeitet und veröffentlicht haben und kaum einmal wurde ich von meiner Kirche zur Beratung herangezogen. Ich habe Aufgaben im Rahmen der Universität übernommen, die nicht unmittelbar mit der Ökumene zu tun hatten, und hatte Kontakte zu Kirchen in der Dritten Welt, zu Kirchen in der Situation der Verfolgung und zu Kirchen in Fernost, in denen sich die konfessionelle Problematik ganz anders darstellt als bei uns. Diese Aktivitäten haben meine Arbeit kaum weniger bestimmt als mein ökumenisches Engagement.

Andererseits, so ist mir aber auch bewusst geworden, habe ich im Verlauf der vergangenen mehr als 50 Jahre ökumenische Erfahrungen gesammelt, die vielleicht nicht einfachhin untergehen sollten, selbst wenn sie sich zumeist nicht auf hoher kirchlicher oder wissenschaftlicher Ebene abgespielt haben – oder vielleicht gerade deshalb. Dazu gehört nicht zuletzt die Tatsache, dass sich Bemühungen, die überkommenen Kontroversen zu überwinden, rund alle 20 Jahre wiederholen und die Arbeit wieder von vorne beginnt. Neue Akteure treffen neue Dialogpartner, oft sind sie nur unzulänglich darüber unterrichtet, was die Vorgängergeneration bereits bedacht und vielleicht auch schon geklärt hat. Zudem wurden in den dazwischenliegenden Jahren neue, angeblich noch ungelöste Probleme entdeckt oder auch nachgeschoben, die nun der Lösung harren. Und vor allem: es gilt immer wieder neu, Vertrauen aufzubauen, ohne das auch das schönste Konsensdokument wirkungslos bleibt.

Die umfangreichen Bände „Dokumente wachsender Übereinstimmung“¹ sammeln die Konsens- und Konvergenztexte, die auf

¹ Dokumente wachsender Übereinstimmung (DwÜ), 4 Bde., Paderborn – Frankfurt ab 1983.

universalkirchlicher Ebene zwischen den verschiedenen Kirchen verabschiedet werden konnten. Diese Dokumente wurden immer umfangreicher, die Zeiträume, die die einzelnen Bände abdecken, immer kürzer. Kardinal Kasper hat sich in seinem Buch „Harvesting the fruits“² das Ziel gesetzt, die gewonnenen Ergebnisse vor dem Vergessen zu bewahren. In-via-Erklärungen sollten festhalten, wie weit die Kirchen auf ihrem Weg zur Einheit schon fortgeschritten sind, auch wenn sie das Ziel noch nicht erreicht haben. Der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen (ÖAK) hat unter dem Titel „Gemeinsam am Tisch des Herrn“³ ein Votum zur Eucharistiegemeinschaft veröffentlicht, das die in diesem Kontext in zahlreichen internationalen und nationalen Dialogen erreichten Konvergenzen bündeln und zusammenfassende Auskünfte über die breit gestreute ökumenische Arbeit zu diesem Thema geben will. Wäre es nicht sinnvoll – so die Frage, die ich mir stellte –, nicht nur die Früchte theologischer Dialoge vor dem Vergessen zu bewahren, sondern auch Erfahrungen festzuhalten, die in der ökumenischen Arbeit gemacht wurden? Könnten sie nicht dazu beitragen, das ökumenische Engagement zu beflügeln, sich insbesondere durch Enttäuschungen nicht entmutigen zu lassen und Irrwege nicht immer wieder erneut zu beschreiten?

Mit dieser Überlegung war ich mit einem Problem konfrontiert, das mich bereits in meiner Promotionsarbeit beschäftigt und seither nicht mehr losgelassen hat, bis hin zu dem Graduiertenkolleg über religiöse Erfahrung, an dem ich in den letzten Jahren meiner aktiven Zeit an der Universität mitgearbeitet habe: Kann man Erfahrungen vermitteln, kann man sie weitergeben, kann man aus fremden Erfahrungen lernen? Oder muss jede und jeder seine eigenen Erfahrungen selbst machen, gute ebenso wie schlimme? Gibt es nur die Methode von *trial and error*, also die Möglichkeit, aus Schaden klug zu werden, oder lassen sich Erfahrungen aus ihrer individuellen Begrenzung

² Deutsch: Walter Kasper, Die Früchte ernten. Grundlagen christlichen Glaubens im ökumenischen Dialog, Leipzig – Paderborn 2011.

³ Dorothea Sattler – Volker Leppin (Hg.), Gemeinsam am Tisch des Herrn. Ein Votum des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen, Freiburg 2020.

befreien, verallgemeinern und vermitteln? Wahrscheinlich muss man sich selbst die Finger an einem heißen Ofen verbrannt haben, um zu wissen, wie sich das anfühlt. Es wäre wohl zu schön, um wahr zu sein, wenn sich Erfahrungen unmittelbar übertragen ließen und unsere Gesellschaft und die Kirchen einen Erfahrungsschatz sammeln könnten, der sie immer klüger werden ließe.

Von Martin Luther ist der Satz überliefert: „Im deutschen Sprichwort sagt man von einem jungen Arzt, dass er einen neuen Friedhof haben müsse; von einem jungen Juristen, dass er alles in Streitigkeiten verwickle; von einem jungen Theologen, dass er die Hölle mit Seelen fülle. Denn sie wollen alles ohne die Erfahrung, die allein klug macht, nach ihren Gesetzen und Regeln fertigbringen; darum laufen sie an und irren, sehr dem Menschen zum Schaden wie der Sache“⁴. *Experientia facit theologum*, die Erfahrung macht den Theologen und sie allein macht klug. Einige Erfahrungen habe ich in der Ökumene in den vergangenen fünf Jahrzehnten und auch schon etwas länger gewiss gesammelt. Sollte ich nicht doch versuchen, sie weiterzugeben?

Denn selbst wenn sich Erfahrungen nicht einfachhin übertragen und lernen lassen, wenn sie nicht allgemeinverbindlich sind wie strikte Beweise, so ist es doch unbezweifelt, dass man Erfahrungen mit Erfahrungen und an ihnen machen kann. Literatur lebt davon. Ein Schriftsteller schreibt, weil er die berichteten Erfahrungen nicht nur für sich selbst, sondern auch für potentielle Leser für bedeutsam erachtet. Man kann Erfahrungen erzählen, kann über sie berichten, und der Hörer und Leser kann daran seine eigenen Erfahrungen machen. Aber es sind neue, es sind seine Erfahrungen, die dabei entstehen, und Erzähler und Autor haben es nicht in der Hand, wie sie sich zu dem verhalten, wovon sie berichten. Der Autor ist nicht mehr Herr seines Textes.

Von der Etymologie her verweist der Begriff Erfahrung auf Fahren, auf Unterwegs-Sein. In der Theologie scheint das Wort Fuß gefasst zu haben in der Situation von Vertreibung und Exil, als man auswandern musste und Sicherheiten zerbrochen sind. Unbehaust-

⁴ WA 42, S. 505.

sein und Heimatlosigkeit stehen an der Wurzel des Begriffs. Es gilt, eine Sache kennenzulernen, indem man sie erfährt, erwandert, sich ihr aussetzt. Erfahren wird man nicht dadurch, dass man wohlbehütet und beschützt am Ort sitzen bleibt und nichts an sich heranlässt, sondern indem man sich in die Fremde begibt, weggeht, fährt, Neues wagt, auch wenn es sich noch nicht hat bewähren können. Darum hängen wohl auch die Begriffe Erfahrung und Gefahr zusammen, nicht allein in der deutschen Sprache. Wer nichts wagt, wer sich nicht selbst aufs Spiel setzt, der erfährt auch nichts. Zumeist tun Erfahrungen weh, sie sind nicht billig zu haben. Aus einer Erfahrung kommt man anders heraus, als man in sie hineingegangen ist, das unterscheidet sie vom Erlebnis. Erfahrungen prägen, verändern, und man hat es nicht im Griff, was sie bewirken, was sie aus einem machen. Sich auf Erfahrungen einzulassen ist immer auch ein Abenteuer, es erfordert Mut.

Erfahrung beinhaltet ein subjektives Moment, sie zeigt ein Modell der Wirklichkeit, in das man aktiv mit eingeht. Schon der Sprachgebrauch verrät es, Erfahrungen werden nicht nur gesammelt, sondern auch gemacht. In diesem individuell-subjektiven Charakter stellen sie Autoritäten in Frage. Gegen die Aussage: „Ich habe die Erfahrung gemacht, ...“ können sich universal gültige Argumente nur schwer behaupten. Für die verfassten Kirchen stellt die Berufung auf Erfahrung immer eine Herausforderung dar. Die Mystiker, Spirituellen, Schwärmer, Modernisten standen zumeist am Rande der Kirche, waren beargwöhnt oder wurden verdrängt.

Dabei entzündeten sich Erfahrungen an Gegenständen, man macht sie mit Personen, mit Texten, Gesellschaften, Kirchen und ihren Gottesdiensten und mit Büchern. Ökumenische Erfahrungen ereignen sich vor allem in der Auseinandersetzung mit abweichenden Überzeugungen, in Herausforderungen und Kontroversen. Besonders prägend und nachhaltig sind Enttäuschungen. Sosehr Erfahrungen individuell geprägt sind, sie ereignen sich in der Begegnung mit Inhalten, besonders mit sperrigen Wirklichkeiten, die sich nicht in den eigenen Verstehenshorizont eingliedern lassen. Für die religiöse Erfahrung ist es konstitutiv, einer Wirklichkeit zu begegnen, das unterscheidet sie von der Illusion. Wenn ich hier über ökumenische Erfahrungen berichte, soll es jedenfalls nicht um mich gehen, sondern um die Sache,

den Gegenstand. Inhalt des Buches ist die Ökumene, die Suche nach der Einheit der christlichen Kirchen, und nur aus dieser Perspektive möchte ich berichten, wie ich dieser Herausforderung begegnet bin und was sie aus mir gemacht hat. Keinesfalls will das Buch eine Autobiographie sein. Aber es soll deutlich machen, dass Ökumene nicht eine trockene Schreibtischgelehrsamkeit ist, sondern dass sie Menschen betreffen und Biographien prägen kann.

Bei der überwiegenden Zahl der Texte und der Ereignisse, auf die ich hier zu sprechen komme, war ich in der Entstehung nicht beteiligt. Aber sie haben mich herausgefordert, ich musste mich ihnen stellen. Ich habe über sie referiert und geschrieben, versucht sie in den Kirchen und in der Öffentlichkeit bekannt und plausibel zu machen, ihre theologischen Implikationen aufzuzeigen und die Konsequenzen zu umreißen, die sich eröffnen, wenn man sie ernst nimmt. Ich habe für sie gestritten oder sie zurückgewiesen und kritisiert. Vor allem habe ich bemängelt, wenn die Kirchen die in den Dokumenten erschlossenen Möglichkeiten zu ökumenischer Verständigung nicht rezipiert haben. Auf diese meine Darlegungen und Reaktionen greife ich in diesem Buch zurück, verweise auf Aufsätze und zitiere aus Texten, die ich publiziert habe und die oft nicht die Resonanz gefunden haben, die sie nach meiner Überzeugung verdient hätten. Ich wurde nie daran gehindert, eine von kirchenamtlicher Seite eventuell abweichende Überzeugung zu publizieren, kaum einmal wurde ich kritisiert, sehr viel häufiger totgeschwiegen. Weil es um die Sache geht, durchbreche ich verschiedentlich den historischen Ablauf und fasse die Probleme zusammen, die sich mir im Laufe der Jahrzehnte immer wieder gestellt haben. Wenn ich hier häufig auf eigene Veröffentlichungen zurückgreife, ist das von der Themenstellung des Buches bedingt und wenn ich aus eigenen Texten zitierte, möge das nicht der Unsitte der Selbstzitation zugeschrieben werden, sondern der Bemühung, dem Verdacht eines Plagiats zu entgehen, ein Vorwurf, der inzwischen auch auf einen nicht ausgewiesenen Rückgriff auf eigene Publikationen angewandt wird.

Selbst wenn sich die Gliederung des Buches an Stationen meines beruflichen Lebens orientiert, so soll diese lediglich zeigen, wie ich den ökumenischen Herausforderungen begegnet bin, die natürlich unabhängig sind von meiner Biographie. Dennoch geht es um Erfah-

rungen, die ich gemacht habe. Nicht alles, was ökumenisch bedeutsam war, ist für mich zu einer persönlichen Erfahrung geworden. Was in diesem Buch nicht vorkommt, wird damit nicht für unbedeutend erklärt. Ich hoffe, dass die Erinnerungen, von denen ich hier berichte, zutreffend sind, persönlich geprägt sind sie jedenfalls. Ich schreibe hier keine der Objektivität und wissenschaftlichen Standards verpflichtete Geschichte der Ökumenischen Bewegung. Doch ich hoffe, dass die Erinnerungen einen kleinen Beitrag zu einer solchen erbringen. Und vor allem hoffe ich, dass sich daran Erfahrungen anschließen können, die, um nochmals das Luther-Zitat aufzugreifen, heutige Akteure in der Ökumenischen Bewegung klug werden lassen.

Die Erinnerungen, die ich hier aufgreife, habe ich vorwiegend in der katholischen Kirche gemacht. Wenn nicht ausdrücklich anders gesagt, ist sie gemeint, wenn ich einfachhin von Kirche spreche. Ich habe dabei nicht die Absicht, anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften ihr Kirchesein abzusprechen.

Im Dezember 2010, bei einem Symposium von ehemaligen Studierenden an der Dormitio Abtei in Jerusalem⁵ hat Achim Budde, damals Direktor auf der Burg Rothenfels und Gastgeber des Treffens, Harding Meyer und mich als „Altmeister der Ökumene“ begrüßt. Für Harding Meyer erschien mir diese Bezeichnung als angemessen, aber für mich? Inzwischen sind 10 Jahre vergangen, Harding Meyer ist verstorben, Budde ist Direktor der Katholischen Akademie in Bayern und ich bin nicht nur, wie man so schön beschönigend sagt, älter, sondern ich bin alt geworden. Gerade deshalb möchte ich über meine ökumenischen Erfahrungen der vergangenen 50 Jahre berichten, in der Hoffnung, dass sie zu neuen Erfahrungen anregen.

Ich bedanke mich bei Weggefährten und Freunden, die mir in der Ökumene begegnet sind, insbesondere bei denen, die in der Arbeit an diesem Buch meinen Erinnerungen nachgeholfen haben. Viele, denen ich hier Dank abstatten müsste, sind nicht mehr am Leben. Meinen Dank sagen möchte ich insbesondere Andreas Batlogg, Gudrun Stein-

⁵ Dokumentiert in: Achim Budde – Oliver Schuegraf (Hg.), Ökumene retten! Symposium der Burg Rothenfels und des Forum Studienjahr Jerusalem, Münster 2012.

Vorwort

eck, Athanasios Vletsis und Gunther Wenz sowie Clemens Carl vom Verlag Herder, bei dem ich mich bei der Publikation in guten Händen wusste.

München, November 2020

Peter Neuner

A) Im Studium während des Konzils: Auf dem Weg zur Ökumene

Es war mir nicht in die Wiege gelegt, in meinen alten Tagen einen Rückblick auf ökumenische Erfahrungen zu schreiben. Ich bin in einer eher traditionell katholischen Familie aufgewachsen, meine Eltern waren beide Lehrer, die ihre Religion praktizierten, in erster Linie wohl aus Gewissenhaftigkeit und als Pflichterfüllung. Obwohl ich meine Kindheit und meine Jugendjahre in München verlebt habe, waren Kontakte zu evangelischen Altersgenossen eher die Ausnahme. Ich besuchte ganz selbstverständlich eine katholische Konfessionsschule, wurde Ministrant, später Oberministrant und habe in der Pfarrjugend eine recht traditionelle Beheimatung in der katholischen Kirche erfahren. Mit evangelischen Gleichaltrigen kamen wir von Zeit zu Zeit bei Sportveranstaltungen zusammen, geprügelt haben wir uns mit ihnen nicht, oder jedenfalls nicht wegen religiöser Differenzen.

Im Gymnasium waren wir konfessionell gemischt, in meiner Klasse waren die Katholiken in der Minderheit. Spannungen sind daraus nicht entstanden. Ich besuchte ein naturwissenschaftliches Gymnasium, damals Oberrealschule genannt. Die Segnungen einer klassisch humanistischen Bildung sind mir dadurch entgangen, dafür wurde mir ein Interesse an naturwissenschaftlichen Fragestellungen vermittelt, das mich auf Dauer geprägt hat.

1. Ein schwieriger Anfang im Priesterseminar

Nach dem Abitur bin ich im Herbst 1960 in das Priesterseminar in Freising eingetreten. Kardinal Wendel, der am Silvestertag dieses Jahres plötzlich verstarb, hatte durchgesetzt, dass ein Neubau am Ort des alten Priesterseminars wiederum auf dem Domberg in Freising errichtet wurde, obwohl die Existenz der dortigen Philosophisch-Theologischen Hochschule bereits sehr umstritten war. Das Haus

war noch nicht fertig und die meisten der rund 130 Seminaristen hatten ihre Unterkunft verstreut in der Stadt. Nur wir als der erste Kurs waren im alten Seminar eher notdürftig untergebracht. Im Studierraum waren wir zu zehnt einquartiert, der Schlafsaal war nach meiner Erinnerung mit rund 25 Betten bestückt, private Bereiche gab es nicht. Ich erinnere mich an meine Suche von Orten, an denen man für sich und ungestört studieren und nachdenken konnte. Die Bibliotheken hatten nur begrenzte Öffnungszeiten. Im Sommer boten sich der Garten und der Kreuzgang des Domes an, im Winter blieb die Suche oft erfolglos.

Ein Jahr nach meinem Eintritt ins Priesterseminar war der Neubau bezugsfertig, jeder bekam ein Einzelzimmer – ein gewaltiger Fortschritt. Das Haus war neu, ein neuer Geist ist jedoch nicht eingezogen. Jetzt, ein Jahr vor Beginn des II. Vatikanischen Konzils, wollte man die traditionelle Seminarerziehung noch einmal mit Macht durchsetzen, etwa mit der Pflicht, alle Vorlesungen an der Hochschule zu besuchen, mit vorgegebenem Tagesablauf, festen Studienzeiten, knapp bemessener Freizeit und der Schwellenregel, die Besuche im Zimmer von Mitstudenten untersagte. Sogar Radios waren verboten. Ökumene war kein Thema, nicht einmal als Gegenstand der Kontroverse. Als Seminaristen waren wir auf dem Freisinger Domberg weithin unter uns, abgeschottet in einer sehr künstlichen Atmosphäre, soweit als möglich unberührt von den Herausforderungen von Welt und Zeit. Auch alle Probleme und Ärgerlichkeiten, die nicht ausgeblieben sind, wurden in diesem engen Rahmen ausgekocht. Ich wundere mich heute, dass ich das damals, wenn auch widerwillig, akzeptiert habe, und ich muss gestehen, stolz bin ich darauf nicht. Bei der Einweihung des Neubaus sprach Kardinal Döpfner, inzwischen Erzbischof von München und Freising, von den großen Fenstern des Hauses und ermunterte uns, hinauszuschauen, auch nach dem 40 km entfernten München. Ich hatte schon damals den Eindruck, dass er mit dem Seminarneubau in Freising nicht glücklich war. Die Entscheidung dafür war vor seiner Zeit als Bischof von München gefallen.

2. Auf dem Weg zur Ökumene

Nach Abschluss der vier Semester Philosophie in Freising nahm ich das theologische Studium an der Universität München auf. Ich erinnere mich an das erste Hauptseminar, das ich im Wintersemester 1962/63 in Fundamentaltheologie bei Heinrich Fries besucht habe. Es ging um die Theologie des Wunders. Unter den Seminarteilnehmern waren Johann Baptist Metz, Jörg Splett, Otto Hermann Pesch, Johannes Finsterhölzl, Johannes Brosseder. Max Seckler war unmittelbar zuvor als Professor nach Passau berufen worden. Einige Jahre später kamen Karl Lehmann als Assistent von Karl Rahner, Jürgen Werbick als Doktorand und Harald Wagner als Habilitand dazu. Ich habe zunächst von den Referaten und den Diskussionen kaum etwas verstanden, aber es ist mir aufgegangen, dass hier Probleme erörtert wurden, die bedeutsam waren für die Kirche und für die Existenz eines Christenmenschen in unserer Welt und Zeit.

Heinrich Fries war 1958 von Tübingen an die Katholisch-Theologische Fakultät in München berufen worden. Seine Antrittsvorlesung vom November dieses Jahres stand unter dem Motto „Der Beitrag der Theologie zur Una Sancta“. Theologie, so führte er aus, hat dafür zu sorgen, „dass die Frage der Una Sancta als Aufgabe nicht zur Ruhe kommt, einschläft oder verschüttet wird. Die Theologie hat für die notwendige Wachheit des Geistes und die heilsame, schöpferische Unruhe des Herzens zu sorgen. Die Theologie soll der erklärte Gegner der Gleichgültigkeit, der falschen Sicherheit und der daraus geborenen Überheblichkeit sein“¹. Das waren im November 1958 noch ganz ungewohnte Töne. Das Pontifikat Papst Pius’ XII. lag noch keine zwei Monate zurück, seine Enzyklika *Humani generis* von 1950 mit der Verurteilung der *Nouvelle Théologie* und sein Verbot, dass katholische Theologen auch nur als Beobachter an den Vollversammlungen des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam 1948 und in Evanston 1954 hätten teilnehmen dürfen, belasteten das Klima zwischen den Kirchen noch schwer.

¹ Heinrich Fries, *Der Beitrag der Theologie zur Una Sancta*, München 1959, 26.